

Alpine City-Musik

Die Besetzung Kontrabass, Cello, Violine, Schlagzeug und Sampler/ Elektronik lässt ahnen, dass «Flora» zwischen mindestens zwei Musikstilen angesiedelt ist. Was die Streicher für die traditionelle Appenzeller Volksmusik sind, ist der Sampler für



die zeitgenössische Popmusik. Die Annäherung und Verschmelzung dieser Musikstile ist «Flora» Spielweise. Als Rohmaterial dienen alte Schellack-Platten mit Appenzeller Streichmusik, aufgenommen zwischen 1920 und 1950. Sie sind gleichzeitig Melodienfundus und Futter für die Sampler.

Hey Club, beim Bellevue, 21h.

ZÜRICH

Charity-Aktion «Kranz der Freude». Adventskränze, gestaltet von Tina Turner, Swarovski, Bernhard Russi u. a. sind vom 6.–20. Nov. im Lichthof der Credit Suisse am Paradeplatz ausgestellt. Am 24. Nov. werden sie zu Gunsten der Kinder-spitex versteigert.

Klavierduo Vilija Poskute & Tomas Daukantas. Werke von Saint-Saëns, Liebermann, Liszt. Tonhalle, Kl. Saal, 19.30 h.

Stadtgespräch: Zukunft. Rosarot oder rabenschwarz? Moderation: Christoph Sigrist (Pfarrer). Mit: David Gugerli (Historiker), Elisabeth Moltmann-Wendel (Theologin), Georges T. Roos (Zukunftsforscher), Helferei Grossmünster, 20 h.

Züri-plage. Wash & Go, Theater- und Tanzperformance nach Max Frischs «Triptychon», P3, Gessner-allee, 20 h.

WINTERTHUR

Prinz Friedrich von Homburg. Schauspiel von Kleist. Gastspiel: Schauspiel Frankfurt und Maxim-Gorki-Theater Berlin. Theater Winterthur, 19.30 h.

«Gegen Ende des Morgens». Lesung. Michael Frayn. CoalMine, 20h.

Filme von Rainer Werner Fassbinder. «Stadtstreicher» 1966 und «Katzelmacher» 1969. Filmfoyer, Loge 3, 20.30h.

Fenchel mit Mozzarella

Für 4 Personen

4 kleine Fenchel, 300 g Mozzarella di Bufala, Salz, Pfeffer aus der Mühle, 12 Sardellenfilets, 20 Oliven, schwarze, 3 Tomaten, getrocknet in Öl, 1 Zitronen, ausgepresst, 6 EL Olivenöl

Fenchelgrün wegschneiden und beiseite stellen. Fenchel putzen, in dünne Scheiben schneiden, am besten mit einem Gemüsehobel und kreisförmig auf einer Platte anrichten. Mozzarella trocken tupfen, in feine Scheiben schneiden und in die Mitte des Fenchels geben. Mit Salz und Pfeffer würzen. Sardellen zweimal durchschneiden, Tomaten grob hacken und mit den Oliven auf den Fenchel verteilen. Zitronensaft, Olivenöl, Salz und Pfeffer cremig aufschlagen und über die Fenchel verteilen; mit Fenchelgrün garnieren.

Miele-Kursküche Spreitenback

REKLAME WFL58-T

Miele Kühlschränke:
SoftClose
Sorgt für sanftes,
sicheres Türschliessen!
Miele

EVA

von Jaermann/Schaad



«Ich muss nicht mehr den wilden Mann spielen»

Der als Provokateur und Politclown verschriene Künstler Christoph Schlingensiefel nimmt sich in seiner ersten Ausstellung in der Schweiz als Person zurück.

Von Sarah Stähli

Beim Gang durch die Ausstellung haben Sie gesagt: «Erinnern heisst Vergessen». Sind Erinnerung und Vergänglichkeit ein Thema der Ausstellung?

Das Erinnern spielt momentan eine grosse Rolle für mich, weil dieses Jahr mein Vater gestorben ist. Objekte, Gegenstände, Fotos kommen zum Vorschein. Diese Erinnerungen sind wie belichtete Kabinen, dunkle Gruften. Der Film am Anfang der Ausstellung ist eine Doppelbelichtung, mein Vater hat ihn aus Versehen zweimal belichtet. Als ich diese Aufnahmen mit sieben Jahren gesehen habe, habe ich selber angefangen zu filmen und meine Filme auf alles Mögliche projiziert. Einmal habe ich meine Mutter beim Kochen mit einer Projektion «bestrahlt». Sie musste im Dunkeln weiterkochen, bis der Film zu Ende war. Dieses Übereinanderlegen von Realem und Konserviertem interessiert mich. Dasselbe habe ich auch auf der Tonebene gemacht. Indem ich die Filme auf den Fernseher projizierte, das Bild ausschaltete und nur den Ton beibehielt.

Ist es für Sie selbstverständlich, persönliche Themen in Ihrer Arbeit aufzugreifen?

Ich verstehe nicht, dass viele Leute so tun, als hätten sie nie eine Familie gehabt. Oder sich nie einer Gruppe zugehörig gefühlt. «Persönlich» heisst aber bei mir nicht, dass ich meine Fussnägel filme und dann von grosser Kunst spreche. Ich rede

Universalkünstler Schlingensiefel

Christoph Schlingensiefel wurde 1960 in Oberhausen geboren. Er arbeitet als Filmemacher, Theater- und Opernregisseur und politischer Aktionskünstler.

In Wien sorgte er für Unruhe mit seiner Container-Aktion «Ausländer raus! – Bitte liebt Österreich» (2000). Fürs Schauspielhaus Zürich inszenierte er in Zusammenarbeit mit ausstiegswilligen Neonazis «Hamlet» (2001), in Bayreuth «Parsifal» (2004) und zuletzt «Der fliegende Holländer» (2007) in Manaus, Brasilien.

Christoph Schlingensiefel «Quervertümmelung» im Migros-Museum für Gegenwartskunst, bis 3. Februar 2008
www.schlingensiefel.com



BILD SABINA BOBST

Will nicht nur Filme machen: Christoph Schlingensiefel in seiner Ausstellung im Migros-Museum.

auch nicht über eine Privatmythologie. Den Begriff Familie fasse ich viel weiter. Es gibt in meinem Leben Ersatzväter, Ersatzmütter. Meine behinderten Schauspielere sind auch eine Familie für mich – ohne deren Kraft könnte ich viele Filme gar nicht machen.

Mit behinderten Schauspielern haben Sie unter anderem die «MusicStar»-Parodie «Freakstars 3000» gedreht. Wie schaffen Sie es, diese Menschen nicht blosszustellen?

Ich sage ihnen nicht: Zeig mal, was du gelernt hast. Und sie kommen nicht auf die Idee, dass sie mir gefallen müssen. Ich behandle sie genauso wie meine anderen Schauspieler. Vor etwa sechs Jahren hatte ich einen grossen Tiefpunkt. Da ist Horst Gelonnek aufgetaucht, einer der «behinderten» Schauspieler. Ich stand auf der Bühne, und als ich loslegte, machte Horst, ohne mich zu imitieren, etwas ganz Wahnsinniges aus meiner Performance. Er hat eine Tür aufgestossen. Es war, als hätte er gesagt: Merkst du eigentlich nicht, dass du da oben nur noch Mätzchen machst?

Ist die Ausstellung eine Rückkehr zum Film? Meine Arbeit hat mit Film begonnen. Dass die meisten Filme noch erhalten sind, ist ein Glücksfall, denn ich sehe darin viele Parallelen zu späteren Arbeiten. Ich will aber nicht nur Filme machen. Das Theater

reizt mich zurzeit nicht mehr so, die Oper hingegen sehr. Theater bildet sich politisch zu viel ein. Theater müsste mehr sein als ein lauer Cocktail, der allen gefällt. Bei der «Hamlet»-Inszenierung in Zürich habe ich das Theater als Forschungsanlage benutzt. Ich habe Experimente durchgeführt, die sich plötzlich aus der Tür bewegten, auf die Strasse rannten und dann wieder zurückkamen. Leider haben damals viele nur «den Schlingensiefel» gesehen.

Ist es schwierig, sich von dieser Rolle als Provokateur zu distanzieren?

In Zürich grüssen mich die Leute auf der Strasse. Da ist etwas hängen geblieben – und es ist nicht nur der Schlingensiefel, bei dem man gleich die Polizei rufen muss. Die Medien haben mich als Provokateur einbauen müssen, weil sie Schlagzeilen brauchen und ihre angeblich dummen Leser nur dann etwas verstehen, wenn Namen genannt werden. Die Museumsarbeit ist ein wichtiger Schritt. Ich nehme das Museum als Schutzraum komplett für mich in Anspruch. Zum Denken, zum Experimentieren ist dieser Raum grossartig. In Momenten, in denen ich mich selber nicht so

mochte, musste ich das früher immer gleich kundtun und den wilden Mann markieren. Wenn die Leute enttäuscht sind, dass ich nicht mehr provoziere, sollen sie sich eine andere Tablette einwerfen. Wer das Leben nicht als Provokation empfindet, ist doch schon tot.

Was ist Ihr nächstes Projekt?

Ich werde in Brasilien drei Wochen an einer «Opern-Geisterbahn» arbeiten. Eine Installation, durch die man läuft oder mit dem Auto fährt. Dort wird es zum Beispiel ein ständiges Finale mit Schlussapplaus zu sehen geben und eine ewige Premierenfeier, an der alternde Opernsänger besoffen rumstehen und erzählen, wie toll sie einmal waren. In Brasilien werde ich unter anderem mit Trommlern und Favela-Kindern zusammenarbeiten – Menschen, die ich noch nie gesehen habe. Aber ich will das Risiko eingehen. Die Überforderung interessiert mich. Der «Ausländer raus!»-Container in Wien hat mich nur in dem Moment fasziniert, in dem ich ihn nicht mehr kontrollieren konnte. Ich mag es, wenn sich meine Arbeit verselbstständigt.

«Das Theater reizt mich im Moment nicht mehr so, die Oper hingegen sehr.»

CHRISTOPH SCHLINGENSIEFEL

Eine junge Zürcher Autorin feiert erste Erfolge

Die 32-jährige Lea Gottheil gibt Gas: Heute Abend ist die Zürcher Premiere ihres ersten Stücks – und auch ihr Romandebüt hat Chancen auf eine Publikation.

Von Claudia Porchet

Die Uraufführung ihres ersten Theaterstücks ist am Samstag in der Chrotteggrotte in Küsnacht zwar gut über die Bühne gegangen – ein wenig nervös sei sie aber immer noch. Schliesslich spielt die 32-jährige Lea Gottheil die Hauptfigur in ihrem eigenen Stück, dem «Handtaschenmonolog». Im Sommer hat die Jungautorin Sponsoren gesucht, damit sie den Regisseur Krishan

Krone und die Musikerin Natascha Stohler bezahlen kann. Das hat geklappt, die Auführungen finden nach der Chrotteggrotte nun von Dienstag bis Donnerstag auch im Keller 62 in Zürich statt – und die Mitarbeiter kriegen ihre Gage.

Die grösste Herausforderung aber sei nicht gewesen, Stiftungen anzuschreiben, «sondern eine Figur zu spielen, die man selber von A bis Z erfunden hat», sagt Gottheil. Das bedeutet, etwas Vertrautem gegenüber auf Distanz zu gehen, sich einer neuen, fremden Frau anzunähern. «Ich musste von vielem, was für mich selbstverständlich war, Abschied nehmen

und mir einen ganz neuen Zugang zur Hauptfigur erarbeiten.» Das sei eine schöne, intensive und neue Erfahrung gewesen – auch eine Grenzerfahrung.



Lea Gottheil.

Distanz hat Gottheil aber auch aus anderen Gründen zu ihrer Figur: Es handelt sich beim «Handtaschenmonolog» um Betrachtungen einer Frau, die zusammen mit ihrer Tasche altert. Das Accessoire wird mit der Zeit abgenutzt und kriegt Falten – eine Erfahrung, die der jungen Autorin naturgemäss fremd ist. Zudem: Die Handtasche verändere sich nur äusserlich, der Inhalt jedoch bleibe gleich. «Ich hoffe doch sehr, dass ich mich geistig und seelisch noch ver-

ändern werde», sagt Gottheil. «Das hat für mich mit Lebendigkeit zu tun.» Sie hofft, den «Handtaschenmonolog» auch noch in anderen Städten aufführen zu können – schliesslich stecke so viel Arbeit dahinter. Aber zuerst steht noch ein anderes, grösseres Projekt vor der Tür: die Veröffentlichung des ersten Romans mit dem Arbeitstitel «Wenn ein Laib Brot vom Himmel fiel».

Derweil heisst es nun erst mal abwarten und Tee trinken. Gottheil möchte die Weihnachtszeit nutzen, um sich auszuruhen und zu verarbeiten, was in diesem Jahr alles passiert ist. Eine Idee für einen neuen Roman existiert jedoch bereits.

Lea Gottheil: Der Handtaschenmonolog. Zürcher Premiere Keller 62, 6./7./8. November, 20 Uhr. Tel. 044 253 27 55